

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 27

Artikel: Waldi
Autor: Hoffmann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641846>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Walbi.

Walbi war ein echter Spaniel. Er war wohl der älteste Hund im Dorfe. Jetzt ist er tot. Irgendwo hat ihn die Förstersfrau begraben lassen. Die meisten Leute, die ihn kannten, haben ihn längst vergessen. Sie haben ihn vergessen, trotzdem er ein schicksalreiches Hundeleben hinter sich hatte. Woher er stammte, weiß man nicht recht. Des Försters Buben hatten ihn einst nach Hause gebracht. Wahrscheinlich war er herumziehendem Volk entlaufen. Struppig, vernachlässigt und ausgehungert war er.

Der Förster hatte Bedauern mit dem Hündlein. Er nahm es an und gab ihm den Namen Walbi. Der sonst gestrenge und wortfarge Förstermann hegte und pflegte das Tierlein mit Liebe. Und Walbi verspürte diese Liebe. Den Förster begleitete er nun auf allen Waldwanderungen. Als er größer wurde, durfte er sogar mit ihm ins Gebirge. Nur zur Winterszeit, wenn auf den Höhen der Schnee knietief lag, mußte er daheim bleiben. Seine Beine waren eben zu kurz, als daß er hätte die beschwerlichen Touren durch die Bergwinterwälder mitmachen können. Walbi begriff das nicht, und in seiner Hundeseele tat es ihm jedesmal weh, wenn der Förster alleine bergwärts zog.

Einst aber, als sein Meister wieder ohne ihn auf die Fluhalp ging, behielt es ihn nicht länger zu Hause. Unbemertt schlich er durch den Garten, dann durch die Hofstatt und zottelte dem Bahnhof zu. Unter dem Güterschuppen versteckte er sich und wartete auf den nächsten Zug. Als dieser heran fuhr, kroch Walbi behutsam aus seinem Versteck hervor und suchte sich ein Freiplätzchen in einem Bremserhüttchen. Walbis Herz klopfte heftiger, als er ungeschoren bei der übernächsten Bahnstation entkam und auf halbem Wege nach der Fluhalp seinen Meister eingeholt hatte. Sein ganzer Körper zitterte vor Freude.

Der Förster streichelte ihn und lächelte. Mit einem heimlichen Stolz betrachtete er sein Hündlein.

So wurden der Förster und Walbi nach und nach zwei unzertrennbare Freunde. Wenn sie zusammen durch die einsamen Bergwälder streiften, redete der Förster oft mit seinem Hündlein. Und dann sah Walbi zu ihm empor und wedelte, und seine Augen leuchteten dabei wie zwei brennende Kerzlein.

Nachts durfte Walbi auf einem Teppich vor des Försters Bett schlafen. Löschte der Förstermann das Licht aus, dann schaute ihn das Tierlein jedesmal mit großen Augen an. Nachher steckte er seine Schnauze in den wolligen Teppich und schlummerte zufrieden ein.

So vergingen Jahre.

Der Förster wurde alt und Walbi auch. An einem klaren Septembervormorgen stapfte der Förster durch den Gie-

belegwald hinauf nach der Fluhalp. Er ging langsamer als sonst. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, schöpfte tief Atem und sah in die Tannenwipfel hinauf.

Hinter ihm her folgte Walbi und schnüffelte bald hier und bald dort etwas aus.

Gegen Mittag kamen sie auf der Fluhalp an. Der Förster hatte hier oben vor zwei Jahren ein großes Gebiet aufforsten lassen. Nun stand er mitten im Jungwald. Er sah an die verbogenen, schroffen Felswände hinüber, um die einige Alpendohlen schreiend flogen.

Eine lähmende Müdigkeit befiel den alten Förstermann. Er setzte sich neben einem Jungtännchen nieder. Hastiger und ungleichmäßig ging sein Atem. Er öffnete den Mund, als wollte er etwas zu seinem Hunde sagen. Seine Augen wurden gläsern. — — — Da fiel sein ergrautes Haupt nach vorne.

Walbi bellte. Angstvoll lief er hin und her. Seinen Kopf warf er in den Nacken und heulte zum hellblauen Septemberhimmel empor. Heißer krächzten die Dohlen.

Dann schwieg Walbi. Er legte die kalte Hand seines toten Herrn.

Hirten fanden am Abend den Förster. Sie trugen ihn ins Tal. Walbi folgte ihnen. Er bellte nicht mehr. Still und traurig war er jetzt. Daheim verfrachtete er sich ins Hundehaus. Das Fressen, das man ihm vorstellte, ließ er stehen. Er ging auch nicht mehr ins Försterhäuschen hinein.

Als man den Förster auf den Friedhof hinausstrug, knurrte Walbi. Er verspürte ein unsägliches Weh in seiner Hundeseele. Er mied alle Menschen. Selbst des Försters Frau, die in den folgenden Tagen nun oft sinnend im Garten umher spazierte, bellte er an.

Dann fing Walbi plötzlich an, seinen Herrn zu suchen. Überallhin vagabundierte er. Er suchte, suchte. Rotgeädert waren jetzt seine Augen und tropften in einem fort. Mehrmals schlenderte er zum Bahnhof hinüber und wenn ein Zug einfuhr, sprang er wie toll von Wagen zu Wagen und schaute, ob nicht sein Meister aussteige. — — —

Doch der Förster kam nicht. Walbi wußte nun bestimmt, daß er niemals kommen werde. Er gab deshalb auch das Suchen auf. Walbi begann nun eine Art Hundeeinsiedlerleben. Weder einen Menschen noch ein Tier duldete er in seiner Nähe. Auch ließ er sich von niemandem streicheln. Die Menschen haßte er sogar; denn sie hatten ihm ja seinen Herrn fortgetragen. Jeden Vorüberziehenden knurrte er an.

Eines Morgens fand die Förstersfrau Walbi tot im Hundehaus. Eine Träne rollte ihr über die Wange. Sie beugte sich zu dem toten Tierlein nieder und streichelte lange seinen struppigen Kopf.

Hermann Hoffmann.

1

Sack London / Südseegeichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Die Perle.

Trotz ihrer plumpen Linien steuerte die „Morai“ leicht in der sanften Brise. Um den Sog der Brandung zu vermeiden, ließ ihr Kapitän sie weit einlaufen, ehe er wendete. Das Atoll Sikueru lag niedrig auf dem Wasser, ein Kreis von feinem Korallenfand, an hundert Ellen breit, zwanzig Meilen im Umkreis und drei bis fünf Fuß über der Hochwasserlinie. Auf dem Grunde der ungeheuren, glasclaren Lagune lagen viele Perlenmuscheln, und vom Deck des Schöners aus konnte man jenseits des schmalen Atollringes die Taucher bei der Arbeit sehen. Aber die Lagune bot selbst für einen Handelschoner keine Einfahrt. Bei günstigem Winde konnten Rutter durch den leichten, gewundenen Kanal hineinschlüpfen, aber Schoner mußten draußen bleiben und ihre kleinen Boote hineinschieben.

Die „Morai“ schwang ein Boot aus, und ein halbes Duzend braune, nur mit einem scharlachroten Lendenschurz bekleidete Matrosen sprangen hinein. Sie ergriffen die Rie-

men, während achtern am Ruder ein junger Mann stand, in dem man an der weißen Tropenkleidung den Europäer erkannte. Aber er war es nicht ganz. In dem Sonnenglanz seiner hellen Haut, auf der goldene Lichter spielten, dem blauen Schimmer seiner Augen verriet sich Polynesien. Es war Raoul, Alexander Raoul, der jüngste Sohn von Marie Roul, der reichen Quatronin, die ein halbes Duzend Handelschoner wie die „Morai“ besaß. Durch die kochende Flut eines Wirbels gerade vor der Einfahrt erkämpfte sich das Boot seinen Weg in die spiegelblanke Ruhe der Lagune. Der junge Raoul sprang auf den weißen Sand und schüttelte einem langen Eingeborenen die Hand. Brust und Schultern des Mannes waren prächtig, aber der Stumpf des rechten Armes, über dessen Fleisch der altersgebleichte Knochen mehrere Zoll hinausragte, bezeugte die Begegnung mit einem Hai, die seinen Tauchertagen ein Ende und ihn zu einem Speichelleder gemacht hatte, der um geringe Gunstbeweise froh.